

„Viel Feind, viel Ehr!“

Das die Katholiken, respektive die katholische Kirche, in Sachsen am meisten von allen deutschen Staaten gehaßt sind, ist eine Tatsache, die sich erst jetzt wieder zur Evidenz erwiesen hat.

Schreiber dieses hat in verschiedenen Gegenden Deutschlands gelebt, wo das Verhältnis der Konfession umgekehrt als hier in Sachsen war, das heißt es war die Zahl der Katholiken überwiegend, als die der Protestanten, aber von einer solchen Unduldsamkeit der Katholiken gegenüber Andersgläubiger, wie sie hier gegenüber den Katholiken existiert, ist ihm niemals etwas zu Gesicht gekommen; im Gegenteil, man übte Toleranz auf beiden Seiten und lebte friedlich und einträchtig bei einander.

Wie schon gemeldet, scheint die „Wartburg“, das Organ des Evangelischen Bundes, nicht mehr die Angriffe der ultramontanen Presse abwehren zu können, und man hat, um den „römischen Feind“ total zu vernichten, jetzt beschlossen, ein Monatsblatt des sächsischen Evangelischen Bundes zu gründen. Bei Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes haben sich fast sämtliche Dresdner Zeitungen die größte Mühe gegeben, voll und ganz für den Evangelischen Bund einzutreten und auch bei der letzten Tagung des Bundes waren sie reine getreue Knappen, die für ihn durchs Feuer gingen, es ist also durchaus nicht einzusehen, weshalb nun noch dieses Monatsblatt gegen die „Ultramontanen“ in die Schranken treten soll. Es heißt in der Ankündigung, das Blatt würde zur „Abwehr“ gegen die „ultramontane Presse“ gegründet werden. (Man sagt natürlich aus gewissen Gründen stets „ultramontan“, niemals katholisch.) Daß unter der ultramontanen Presse die „Sächsische Volkszeitung“ gemeint ist, versteht sich von selbst.

Die „Sächsische Volkszeitung“ ist stets bemüht, die Angriffe der Gegner zurückzuweisen und wird es auch weiter tun, aber daß sie den Herren vom Evangelischen Bunde einen solchen Respekt eingeflößt hat, daß dieselben neben ihrem Hauptorgan, der „Wartburg“, noch ein Nebenblatt gründen würden, das hätten wir doch nicht erwartet. Es ist aber ein Beweis, daß das „Kaplanblättchen“ oder „Vennoblättchen“, wie die Herren sich sonst geringschätzend ausdrücken, vollständig an seinem Platze ist und die Skrophäen des Evangelischen Bundes können versichert sein, daß das „Vennoblättchen“ ihnen bei Verdrehungen und Verleumdungen auch weiter auf die Finger klopfen wird. Allerdings wird die „Sächsische Volkszeitung“ auch noch ein weiteres tun, sie wird die Herren vom Bunde darauf aufmerksam machen, wo ihnen der Schuh am meisten drückt und wo sie nach Art des Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken, um nichts zu sehen, dieses ist der Zwiespalt in ihrem eigenen Lager, in ihrer eigenen Kirche. Der Kampf mit Rom läßt sie nämlich vollständig vergessen, daß immer mehr und mehr Mitglieder ihrer

Kirche von dem wahren Evangelium sich lossagen, und daß selbst Pastoren dazu beitragen, Verwirrung die die Reihen der protestantischen Gläubigen zu tragen, indem sie so vermessene sind, die Lehre unseres Herrn und Heilandes einer „Revision“ zu unterziehen.

Wie gesagt, davon leben diese Katholikenhasser nichts oder besser gesagt, sie wollen nichts davon sehen. Die Hauptsache ist ihnen der „Kampf gegen Rom“ und die „Los von Rom“-Bewegung, welche beiden Dinge sie geradezu als Sport betreiben. Den ehrlich-denkenden christlichen Protestanten widert dieses Schauspiel selbst an und früher oder später wird die Zeit kommen, wo den Herren von ihren eigenen Glaubensgenossen ein energisches „Halt!“ entgegengerufen werden wird.

Eine zweite Waffe „gegen das wachsende Fortschreiten des Ultramontanismus“ ist kürzlich in Leipzig geschmiedet worden. Da hat sich, wie schon berichtet, eine „Freie deutsche evangelische Konferenz“ gebildet. Es wird gesagt, daß die Referenten bei der Gründung dieser Konferenz, Herr Professor Bach und Herr Generalintendant Kasten, „mit Nachdruck auf das wachsende Fortschreiten des Ultramontanismus“ hingewiesen haben. Das ist nicht recht zu verstehen. Einmal wird mit Trompetenschmetter erklärt, daß die evangelische Bewegung immer mehr Fortschritte mache, jedes Quartal wird die Meldung von so und so vielen Uebertritten von der katholischen zur evangelischen Kirche gebracht und nun plötzlich wird wieder von einem „Fortschreiten des Ultramontanismus“ gesprochen! — Erkläret mir, Graf Derindur! — Dann ist von den Herren noch betont worden, daß die evangelische Kirche beansprucht, durchaus ein selbständiger Faktor in unserem öffentlichen Leben zu sein! Das heißt mit anderen Worten: Nach den Herren ihrer Weise soll alles tanzen und die Katholiken können froh sein, daß sie von den führenden Leitern der „Kampf gegen Rom“-Bewegung geduldet werden, im übrigen haben sie „nir to seggen!“ — Das wäre so nach dem Wunsche dieser Herren; Gott sei Dank sind wir aber noch nicht so weit, und es wird dieses wohl auch nur ein Wunsch bleiben, so lange man in deutschen Landen das Wort Toleranz nicht nur dem Namen nach kennt.

Den Spektakel, den diese Herren vollführen würden, möchte man sehen, wenn in einem Lande, wo es mit der Konfessionalität in umgekehrter Weise als hier in Sachsen bestellt wäre, solche gehässige Propaganda von Seiten der Katholiken betrieben würde! Eingangs haben wir schon erwähnt, daß wir solche Gegenden kennen und dort gelebt haben, aber eine solche Treiberei ist von Katholiken nie in Szene gesetzt worden, man hat sich dort unter Andersgläubigen bewegt, wie es sich für anständige Menschen ziemt.

Wir sind natürlich weit davon entfernt, etwa die Protestanten im Allgemeinen für diese Sache verantwortlich zu machen, das liegt uns fern, wir wissen ganz genau, von welcher Seite und zu welchem Zwecke diese Bekämpfung der Katholiken ausgeht und geschieht und werden nach wie vor

uns gegen maßlose Angriffe mit Energie zu verteidigen wissen.

Nach der Devise: Für Wahrheit, Recht und Freiheit, die den Titel unseres Blattes ziert, wird die „Sächsische Volkszeitung“ auch ferner jede Verleumdung, Verdächtigung und Anrempelung des katholischen Glaubens und der Katholiken bekämpfen. Je mehr wir von allen Seiten angegriffen werden, je mehr man sich gegen uns verbündet, um uns zu vernichten, desto mehr werden wir die Wahrheit zu verbreiten suchen, um den Sehenswerten und Wählereien den Boden zu entziehen. Dann können wir stolz auf unsere Arbeit sein, denn die Erfolge werden nicht ausbleiben — „Viel Feind, viel Ehr!“ —

Aus Stadt und Land.

Der Sächsische Landesverband für staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten landte von seiner in Chemnitz stattgefundenen Vorstandssitzung an Se. Majestät den König Friedrich August ein Guldigungstelegramm, worauf Herr Redakteur Tiesler-Dresden als Vorsitzender des Landesverbandes folgende Antwort erhielt: „Ich hab Mich über die von Ihnen und den Mitgliedern des Sächsischen Landesverbandes für staatliche Pensionsversicherung der Privatangestellten Mir gebrachten Guldigungsgruß und Zeugelobnis sehr gefreut und danke herzlich für die Segenswünsche zu meiner Regierung, Friedrich August.“

Bureaubeamte, als Bureauvorsteher, Bureauhilfen, Bureauwärter, Sekretäre, Registratoren, Assistenten, Expedienten, Kopisten, Schreiber usw. bei Behörden, Verfassungsorganen, Krankenkassen, Versicherungs-, Aktien- und sonstigen Gesellschaften und kaufmännischen Unternehmungen, bei Rechtsanwältinnen, Notaren, Patentanwälten und sonstigen Privaten, die sich einer Berufsorganisation anschließen wollen, wird der Beitritt zum Verbands deutscher Bureaubeamten, Sitz in Leipzig, empfohlen. Der Verband gewährt die Rechte einer juristischen Person, vertritt in wirksamer Weise die Interessen aller Bureaubeamten, fördert durch seine Preisvereine Bildung und Gerechtigkeit, besitz eine Kranken- und Begräbniskasse, eine Sterbekasse, eine Unterstützungskasse für Stellenlosigkeit und Erkrankung der Ehefrau sowie für andere Notfälle, eine Darlehnskasse, vermittelt Stellen und unterhält eine eigene Verbandszeitung. Der Verband zählt bereits über 2500 Mitglieder; Kreisvereine und Zahlstellen bestehen etwa 60 in allen Gegenden des Deutschen Reiches. Der Mitgliedsbeitrag beträgt für volljährige Mitglieder 4 Mark, für minderjährige 2 Mark für das Jahr. Anmeldungen nehmen entgegen und Auskünfte erteilen bereitwillig die Vertrauensmänner der sächsischen Kreisvereine in Leipzig, Chemnitz, Freiberg, Verdau, Zwickau, Plauen, Pirna und des Kreisvereins Altenburg, S. A., ferner der Vorsteher der Bezirksvereine Königreich Sachsen (einschließlich Amtsgerichtsbezirk Altenburg) Kanzleivorsteher Otto Lange in Plauen, Deubnerstraße 33, und die Ge-

„Wollen Sie damit sagen, daß in Ihrem Hause in der Tat der Mangel herrscht?“ fragte Goldsworth erschrocken mit leiser Stimme.

„Ja, so ist es,“ bestätigte Konweg wie mit Tränen kämpfend. „Alles, was ich in diesem Augenblick besitze, besteht in zwei Schilling!“

„Haben Sie denn außer Ihrem Verus gar keine Einnahmequellen?“

„Nein. Ich bedürfte auch keiner Nebeneinkünfte, so lange ich im Zentrum der Stadt wohnte und eine ausgedehnte Praxis hatte. Aber Brotneid und rücksichtslose Konkurrenz spengten lügenhafte Gerüchte über mich aus und schädeten meinem Ruf. Ich verlor meine besten Kunden und mußte endlich hierher in diesen entlegenen Stadtteil ziehen, weil die Mieten hier billiger sind. Gott weiß, wie ich seitdem gelebt habe,“ rief er zähneknirschend, „der Pfandleiher war bald meine einzige Hilfe, und jetzt sind kaum noch die nötigen Betten vorhanden. Es ist ein Leben vom Teufel!“ brauste er auf einmal wild auf, sich mit der Hand durch das Haar fahrend: „Wenn ich nicht Weib und Kind hätte, meine herzige kleine Nelly, für welche ich, trotzdem ich ihr Vater nicht bin, doch die Liebe eines Vaters empfinde, ja, wenn mich diese beiden teuren Wesen nicht hielten, ich wüßte, was ich täte.“

Sie auf trockenete er sich mit dem Taschentuch, welches er, während er sprach, nervös in den Händen geballt hatte, die Stirn und sah verzweiflungsvoll vor sich nieder.

Die eingetretene Pause unterbrach Goldsworth: „Könnte ich nicht ibgend etwas für Sie tun?“

„Ach, wie dürfte ich es wagen,“ erwiderte Konweg stotternd, als wenn verhaltene Tränen ihm die Stimme ersticken, „eine Bitte an Sie zu richten, dessen Güte gegen mein Stiefkinderchen mir schon so unendlich viele Verpfichtungen auferlegt hat, ich möchte nicht noch tiefer in Ihre Schuld geraten, und doch — und doch — wenn ich an mein armes, armes Weib denke, so erscheint es wie Unrecht, wenn ich die Hilfe zurückweise, die mir so selbstlos angeboten wird. Nur um meiner Frau willen,“ — er seufzte tief — „ja, nur allein um ihretwillen will ich mich daher überwinden, will ich Sie...“

„Ich verstehe,“ fiel Goldsworth ein. „Trotzdem ich selbst nicht viel besitze, will ich Ihnen doch eine kleine Summe zur Verfügung stellen, um Sie in stand zu setzen, damit die dringendsten Bedürfnisse Ihrer Familie zu befriedigen.“ Diese letzten Worte sprach Goldsworth mit besonderem Nachdruck.

„Wie wäre es mir möglich, mich einer solchen Demütigung auszuliefern, geschähe es nicht für Weib und Kind!“ antwortete Konweg, anscheinend von Mühnung fast übermannt. „Welche persönliche Entbehrung könnte mich jemals dahin bringen, meinen Mannesstolz zu vergessen! Lieber verhungern, als betteln! Nein,“ fuhr er mit der Miene gekränkter Würde fort, „so arm ich auch bin, so weiß ich doch, was ich meiner Herkunft, meiner Erziehung, meiner sozialen Stellung schuldig bin, und ich wiederhole, wenn es nicht für Frau und Kind wäre, so vermüßte keine Not, und wäre sie noch so groß, mich zu bewegen, Ihre Güte anzurufen.“

Er hielt inne; als er aber bemerkte, daß Goldsworth ungeduldig aus- sah, begann er sogleich wieder:

„Wenn zehn Pfund —“ hier stockte er verlegen.

„Gut, Sie wünschen also zehn Pfund zu haben?“

„Zu leihen, zu leihen, wenn ich es wagen darf,“ verbesserte Konweg.

„Was kann Ihnen aber eine so kleine Summe nützen?“

Er war jetzt sechs Wochen in Hawth. Er hatte sein Leben so sparsam als möglich eingerichtet, und von dem Gelde, das er von Australien mitgebracht hatte, besah er noch den größten Teil. Einige Hundert Pfund sind aber nur ein geringes Kapital und wenn sie ausgegeben waren, was dann? Dies war die Sorge, die ihn jetzt ununterbrochen quälte.

Er wußte recht gut, daß er nach Sydney zurückkehren konnte, daß Herr Schermann ihn freudig willkommen heißen und ihn in seine frühere Stellung wieder einsetzen würde. Indessen der bloße Gedanke, England zu verlassen, machte ihn schon elend. Angenommen, er erlangte von Dolly unter irgend welchem Vorwand die Erlaubnis, Nelly mitzunehmen; war es ihm denn aber möglich, sich von Dolly zu trennen? — Müßte er sich nicht sagen, daß er sie dann vielleicht niemals wiedersehen würde? Und wenn er an ihren entsetzlichen Mann dachte, sich das kümmerliche elende Leben vergegenwärtigte, welches sie führte, und sich vorstellte, daß er, fern von ihr, sie immer nur in Entbehrung und Not vor sich sehen, und jeder Aussicht beraubt sein würde, ihr in dem einen oder anderen Fall im geheimen auf irgend eine sie nicht verletzende Weise beispringen zu können — wenn er das alles bedachte, dann war für ihn jeder Gedanke an eine Veränderung seines Wohnsitzes ausgeschlossen. Nein, er mußte zur Hand bleiben, um sie schützen und sichern zu können, wenn früher oder später die mit Sicherheit zu erwartende Zeit eintrat, wo ihr von Stufe zu Stufe tiefer sinkender Mann sie an den Rand des ärmsten Elendes gebracht haben würde.

Aber welche Verdienstquelle sollte er nun ergreifen, um sich seinen Unterhalt zu verdienen? Für was eignete er sich? Er war ein guter Buchhalter; wenigstens hatte Herr Schermann ihm dieses Lob erteilt; Hawth war ein großer Ort und es konnte nicht gar so schwer sein, eine Anstellung zu finden. Jedenfalls mußte er es versuchen.

Es gab ein Bankgeschäft, in welchem er anfragen konnte, einige große Brauereien und mehrere Versicherungsgesellschaften. In dem einen oder anderen Kontor durfte er wohl hoffen anzukommen.

Im Notfall blieb ihm auch noch die Aussicht, in einem der zahlreichen Kaufhäuser einzutreten; er war aber im Herzen noch zu sehr Seemann, als daß er hierzu Reizung empfunden hätte. Ehe er diesen Schritt tat, wollte er lieber versuchen, eine Schule zu eröffnen. Frau Barrots Wohnung gewährte dazu Raum, Schüler, so hoffte er, würden sich schon nach und nach finden.

Mit solchen Gedanken trat er eines Tages den Weg an, und zwar zuerst in das Bankgeschäft.

Dasselbe lag in der Hochstraße, dem Marktplatz gegenüber; einige steinerne Stufen und eine starke Flügeltür bildeten den Eingang. Goldsworth trat in das Kontor, welches in seiner ganzen Breite durch einen Zahl- tisch geteilt war, hinter dem vier junge Leute an Schreibpulten saßen.

Ein Mann, der wie ein wohlhabender Landwirt aussah, schüttelte aus einem Lederbeutel einen Haufen Silberstücke, vermischt mit Banknoten auf den Tisch und begann das Geld aufzuzählen. Nach jedem aufgereihten 20 Pfund hielt er inne, um Bemerkungen landwirtschaftlicher Natur gegen einen alten Herrn zu machen, der einen langen Pockenbart und eine Brille trug und einen jüdischen Gesichtstypus hatte.

Das Identifizieren Sie erlauben, sehe ich mit diesem hier